

gleichen Weise ist zu wünschen, daß das, was der Geist Gottes bisher im Konzil und durch das Konzil gewirkt hat, seinerseits zu einer Einladung und Aufforderung für unsere nichtkatholischen Brüder werde, die von Christus gewollte Einheit immer eifriger zu suchen und anzustreben. Das ist der Wunsch, den Papst Johannes XXIII. bei der Konzilsankündigung ausgesprochen hat und der auch immer wieder in den Berichten nichtkatholischer Berichterstatter über die letzte Sitzungsperiode ein freudiges Echo findet.

Am Schluß des Ökumenismusdekretes heißt es, das Konzil erkläre sich überzeugt, „daß dieses heilige Anliegen der Wiederversöhnung aller Christen in der Einheit der einen und einzigen Kirche Christi, die menschlichen Kräfte und Fähigkeiten übersteigt“. Diesem Bekenntnis der menschlichen Ohnmacht folgt aber sofort ein Akt des vollen Vertrauens auf Gott. Das Dekret fährt fort: „Darum setzt (das Konzil) seine Hoffnung gänzlich auf das Gebet Christi für die Kirche, auf die Liebe des Vaters zu uns und auf die Kraft des Hl. Geistes. „Die Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Hl. Geist“ (n. 24).

Romano Guardini zum 80. Geburtstag

am 17. Februar 1965

Helmut Kuhn

Der Tag, an dem Romano Guardini in Verona geboren wurde, der 17. Februar 1885, schenkte uns einen großen Lehrer. Jetzt feiern wir seinen 80. Geburtstag und bringen dem verehrten Meister unsere Glückwünsche dar. Die Worte der Wertschätzung, der Dankbarkeit und der Huldigung, die uns dieser Tag eingibt, wollen nicht an dem gemessen werden, was er uns geschenkt hat – sie würden sonst teils armselig, teils überlaut erscheinen. Wann und wo immer er sprach oder sich im gedruckten Wort mitteilte, stets sprach und spricht er zu uns als ein von der Wahrheit, die er sucht, Ergriffener. Sein Werk ist eine einzige Einladung zum Nachdenken und Mitdenken. So täten wir ihm Unrecht, wenn wir an dem festlichen Tag anders als besonnen und nachdenklich zu ihm und von ihm reden wollten.

Zuerst denken wir der Geschichte seines Lebens nach. Er war noch ein Knabe, da er mit seinen Eltern nach Frankfurt am Main übersiedelte. Als Jüngling hat er sich für Deutschland entschieden, rückhaltlos; und doch hat diese Entscheidung

ihn nicht gehindert, ein treuer Sohn Italiens zu bleiben. Er, durch Geburt ein Bürger der hellen Mittelmeerwelt, hat für die karge Größe des altertümlichen Nordens, von grauen Meeren umbrandet, von Nebeln umwallt, dieselbe Sehnsuchtsliebe empfunden, die den Deutschen bei dem Gedanken an Italien überschleicht. So hat er als einer der ersten die Sammlung der ins Deutsche übertragenen altnordischen Dichtung und Prosa gewürdigt, die in den zwanziger Jahren unter dem Titel „Thule“ bei Eugen Diederichs erschien.

Der junge Romano begann sein Studium an der Universität München, als Schüler – seltsam genug – des Nationalökonomen Lujo Brentano. Er wußte noch nicht, wer er war. Dann kam die Stunde der Einkehr und der Berufung. Alles weitere folgte mit unausweichlicher Notwendigkeit. Auch dem Wunder eines innerlich komplexen, von geistiger Sensibilität vibrierenden, auf dem schmalen Grat der Affirmation über Abgründe des Zweifels hinwandelnden Lebens – auch ihm und gerade ihm kann etwas sehr Einfaches zugrunde liegen. Er hörte und gehorchte – lautet die Formel. Nach außen stellte sich das so dar: Studium der katholischen Theologie, entscheidende Studiensemester an der Universität von Tübingen 1906 bis 1908, Priesterweihe, Promotion und schließlich Habilitation in Bonn; dann das lebensbestimmende Ereignis, die Berufung im Jahre 1923 auf einen Lehrstuhl für „Religionsphilosophie und christliche Weltanschauung“, der formell der Universität Breslau zugehörte, tatsächlich eine Lehrtätigkeit als ständiger Gast der Universität Berlin begründete. Ein Lehrstuhl mit einem noch undefinierten Lehrgebiet am Rande einer großen Universität – das war die schwierige Aufgabe, die der junge Professor bewältigen mußte. Er hatte sie gelöst, ehe er sich's versah. Die Jugend hörte auf ihn, und ihre Aufmerksamkeit, nicht seine amtliche Stellung, rückte ihn in die Mitte der Universität. Ich denke an Freunde und Studiengefährten dieser vergangenen Zeit – da war keiner von uns, der nicht bei Guardini hörte. Sein Leben hob sich damals mit schnellem Aufstieg in ein helles und freudiges Licht. Der erfolgreiche Dozent und Autor, überströmend von Gebefreudigkeit, nahm sich der Jugendbewegung an, die eine vielversprechende, aber auch äußerst gefährdete Generation mit sich riß; und durch ihn wurde Burg Rothenfels zu einer im glückhaften Augenblick gelungenen Vereinigung von Kultstätte und fröhlicher Wanderherberge. Das ungebärdige Freiheitsverlangen, das sich gegen die bürgerliche Gesellschaft der Alten aufbäumte, ward entschlackt und verwandelt durch Glaubensglut, und in den Meßfeiern von Rothenfels trat die deutsche liturgische Erneuerung den Weg an, der im II. Vatikanischen Konzil Ende und Erfüllung finden sollte. Guardini aber, als Persönlichkeit geprägt von der Erfahrung der Einsamkeit des Ich, als Denker vertraut mit dem Sinn menschlicher Beziehung, erfuhr das Glück der nicht nur gedachten und erhofften, sondern der verwirklichten Gemeinschaft.

Indessen wuchs und wuchs im Lande die böse Macht und schickte sich an, das politisch-erzieherische Werk Guardinis wie auch alle verwandten Hoffnungen,

Pläne und Ansätze zu vernichten. Das Volk, besiegt, verarmt und gedemütigt, hörte auf die lauten Ratgeber, welche es überredeten, die Demut zusammen mit der Menschlichkeit in Verachtung von sich zu werfen. Die Bitterkeit, die vereinsamt, schlug in den Rausch der Volksgemeinschaft um. Als das Hakenkreuzbanner über Deutschland flatterte, war kein Raum mehr für Guardini – weder für den akademischen Lehrer noch für den Prediger, Schriftsteller und priesterlichen Herbergsvater. Sein Lehrstuhl wurde kurzerhand eingezogen, und er selbst begab sich in das innere Exil. Nach dem Zusammenbruch von 1945 berief ihn erst die Universität Tübingen und bald darauf München in ein dem Berliner Lehrstuhl nachgebildetes Lehramt. So ward ihm und uns noch einmal das Geschenk zuteil, daß eine Jugend auf ihn wartete und sich um ihn scharte, diesmal, dem Fortschritt der Jahre entsprechend, nicht so dicht um ihn gedrängt, doch dafür in noch viel größerer Zahl. Eine zweite große Zeit in der Laufbahn des Lehrers und Predigers hob an, und erst ganz kürzlich hat sich der Staatsminister dazu entschließen können, den Bitten Guardinis um Emeritierung nachzugeben.

Das schriftstellerische Werk Guardinis, nach Hunderten von Titeln zählend, in die Sprachen der nahen und fernen Welt übersetzt, ist wie in konzentrischen Ringen aufgebaut. Im innersten Kreis die Bücher des kontemplativen Lebens, des Gebets und des Glaubens, der Schriftauslegung und der liturgischen Handlung, der theologischen und philosophischen Besinnung. Und in diese Gruppe gehört das über die ganze Welt verbreitete Buch „Der Herr“. Um den Innenraum der Kontemplation legen sich als zweite Sphäre die Schriften der Zuwendung zur Welt und ihren Nöten – zu den Problemen der Erziehung und der Universität, der politischen und persönlichen Lebensgestaltung unter den Bedingungen der Gegenwart und der herausziehenden Zukunft. Hier finden sich auch Erklärungen zu konkreten und drängenden Fragen, wie sie dem geschichtlichen Augenblick entspringen, zu dem deutschen Widerstand gegen den Nationalsozialismus und den Sinn des Attentats vom 20. Juli 1944 oder zur Frage der Sühnung der unter Hitler begangenen Verbrechen. Schließlich folgen, als dritter Ring, die Bücher der Interpretation. Durch seine Interpretationen hat Guardini zuerst seinen großen Erfolg als akademischer Lehrer und Schriftsteller errungen. Plato, Augustin, Bonaventura, Dante, Pascal, Hölderlin, Dostojewskij, Rilke sind durch ihn für seine Hörer und Leser neu zum Sprechen gebracht worden. Diese Werke sind nicht als Beiträge zur historischen Biographik oder zur Ideengeschichte gedacht. Der Autor verzichtet fast überall auf Auseinandersetzung mit der geistesgeschichtlichen Literatur, obwohl es ihm an lebendigen Beziehungen zu ihr nicht fehlt. Wohl läßt er sich tief in das Denken und Dichten der von ihm behandelten großen Gestalten ein. Ihre geschichtliche Realität bleibt unangetastet. Niemals werden sie ihm zu bloßen Illustrationen von allgemeinen Sätzen. Aber die Bedeutung, die er aus seinem Umgang mit ihnen gewinnt und über die er berichtet, geht über sie, über jeden einzelnen von ihnen, hinaus. Sie alle werden zu Gehör gebracht als Zeugen der religiösen,

philosophischen und künstlerischen Wahrheit, die in der abendländischen Tradition lebt und die ihr aus zwei schon in der frühchristlichen Kirche vereinten Quellen immer neu zuströmt – aus griechisch-römischer Weisheit und aus biblischer Überlieferung. Solche Pflege der Tradition ist dankbare Hinnahme und Kritik zugleich. Doch die Dankbarkeit überwiegt die Kritik. Das sorgsame Hinhören auf die verschleierte Stimme der Wahrheit, das Heimholen verstreuter Schätze – darin besteht die Kunst, mit der uns Guardini zuerst bezauberte. Das kritische Moment tritt dann besonders bei der Auslegung der modernen Autoren hervor. Die Ehrfurcht vor der Wahrheit ist größer als die vor ihren menschlichen Verkündern. Nicht als solche liebt Guardini die Geschichte – ihre Zerstörungskraft flößt ihm vielmehr Grauen ein –, sondern sofern sie als Wahrheit in uns lebt. Er hat sich durch den „Historismus“, will sagen, das intellektuelle Leiden an der Geschichtlichkeit, nicht beirren lassen. Getreu der klassischen Tradition des Abendlands wurde er ein Denker des Werdens und der Zeit nur, sofern er zuerst ein Denker des Seins und der Ewigkeit war und geblieben ist.

Der Theologe schreibt für den Theologen, der Philosoph für Philosophen, der Fachmann in Literaturgeschichte für seine Kollegen; die Erkenntnis ist als fachgegliederte Forschung organisiert, jeder arbeitet in seinem Gebiet mit der Sicherheit, die ihm seine fachlich anerkannte Kompetenz verleiht – und alle sind in Gefahr, ihren Gegenstand zu verlieren. Guardini ist Theologe und Philosoph, dazu ein gelehrter Kenner der Geistesgeschichte, mit dem sich nur wenige an Breite und Tiefe des Wissens messen können. Aber aus der Sicherheit, die sich auf zünftige Zuständigkeit in diesem oder jenem Fach beruft, ist er herausgetreten. Er tat diesen Schritt in die Freiheit wahrlich nicht, um der Strenge der Fachmaßstäbe zu entgehen – er hat sich mit unerbittlicher Strenge seine eigene Gedankendisziplin auferlegt –, sondern um als Denkender zu allen Denkwilligen zu sprechen. Zusammen mit der Freiheit vom akademischen Fach erwarb er sich die Freiheit von dem lange Zeit hermetisch in sich abgeschlossenen inner-katholischen Raum. Er denkt und spricht als katholischer Christ, und sein Katholizismus läßt keine jener gefälligen Abstriche zu, die eine sich aufgeklärt nennende Gesellschaft ihm gern abnötigt. Er ist der Glaube ganz und unverkürzt. Aber gerade diese Unerschüttertheit seines Standortes macht es Guardini möglich, nein, zwingt ihn dazu, alle anzureden. Er muß den großen Anspruch, der in dem Wort „Katholisch“ (gleich „allgemein“) liegt, durch die Offenheit für alle bezeugen. Soweit das in der Macht des Sprechers oder Schreibers liegt, soll und darf keiner vom Hören oder von der Lektüre ausgeschlossen sein. Schlichte Eindringlichkeit ist der Grundzug seiner mündlichen und schriftlichen Prosa. Die blendende Antithese, die hallende Periode, das geschliffene Oxymoron – alles, was die Rede zum Funkeln bringt, gibt er dahin um der Geradheit der Aussage willen, die die Dinge zeigt wie sie sind. Für seine Sprache gilt der Wahlspruch des Kardinals Newman: *Cor ad cor loquitur*

(„das Herz spricht zum Herzen“). So kommt das schier Unglaubliche zustande: die intime Öffentlichkeit des Wortes, das nicht bloß alle, sondern jeden anredet.

Der doppelte Durchbruch in die Freiheit des Geistes – aus dem katholischen Abseits und den umzirkten Feldern der Fachwissenschaftlichkeit – konnte nicht Sache eines einzelnen sein. Guardini fand Mitstreiter. Er gehört zu einer Generation, die sich mitten im satten Behagen der Vorkriegsjahre und dann während des ersten Weltkrieges heimlich rüstete, um in den zwanziger Jahren kampfesfroh auf den Plan zu treten. Damals wurde der geistige Raum geweitet, in dem wir noch heute atmen. Die Namen, die in jenen Jahren einen Klang gewannen, sind uns jetzt noch geläufig. Guardini ist einer der noch gegenwärtigen Begründer unserer Gegenwart. Dennoch hob er sich frühzeitig als anders von den verwandten Geistern ab, und diese seine Andersheit steht uns in unseren Tagen noch deutlicher vor Augen.

Drei Wesenszüge unterscheiden ihn. In den zwanziger Jahren herrschte die Lebensphilosophie, die das Lebendige und Konkrete gegen das Mechanische und Abstrakte ausspielte. Auch Guardini sprach und spricht gern von „Leben“ als einer ursprünglichen Kraft, und er ist befeuert von dem Willen, das Konkrete des Wirklichen zu erfassen. Das philosophische Buch, durch das Guardini zuerst etwas von der ihn leitenden Idee verriet, „Der Gegensatz“ (1925) trägt den bezeichnenden Untertitel „Versuche zu einer Philosophie des Lebendig-Konkreten“. Aber er war nie ein „Lebensphilosoph“ im Sinne jener Metaphysik, die, unter Berufung auf Bergson und Nietzsche, in der Lebenskraft ein höchstes Prinzip erkennt. Ähnlich darin Martin Buber, war und ist er ein Philosoph des seine natürliche Lebendigkeit übersteigenden Lebens, will sagen, ein Philosoph der Transzendenz. Das Lebendige liebt und ehrt er, weil es von dem lebendigen Gott stammt. Das Individuum, als verantwortliche Person in liebender Untertänigkeit hingewendet zu dem personalen, in sich lebendigen und daher trinitarisch zu denkenden Gott – das ist die Achse in Guardinis Sinnen und Denken.

Das deutsche Philosophieren in der Zwischenkriegszeit verstand sich selbst als die Besinnung des in seiner Sicherheit erschütterten Menschen. Es ließ sich von Kierkegaard ergreifen und entwickelte, seinen Spuren folgend, eine Philosophie der Krise. In seiner Verzweiflung vor der Sinnlosigkeit des Daseins wird der Mensch von der Angst des Nichts gepackt – und dann, in dieser Not, entdeckt er sich selbst, das existierende Ich. Aus solchem Krisidenken entstand die Existenzphilosophie. Nun ist auch Guardini nichts weniger als ein beruhigter Denker. Aber selbst als der Existentialismus, der heute verblichen wirkt, noch an der Tagesordnung war, wurde er – und darin sehen wir den zweiten unterscheidenden Zug – kein Existenzphilosoph. Er ist vertraut mit der Tiefe, in die das Krisidenken vorstoßen will. Aber die dramatische und allzuoft melodramatische Zuspitzung der existentialistischen Gedankenentwicklung blieb ihm fremd. Die lauten Worte und die grellen Farbtöne sind unverträglich mit der stillen Eindringlichkeit seiner Rede. Ihn leitete ein Herrenwort aus dem Matthäusevangelium (10, 39), das die

Tiefe des Geheimnisses der heilsamen Gefährdung und der rettenden Umkehr behutsamer auslotet: „Wer sein Leben zu erhalten sucht, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es erhalten.“ Dieses Wort, zunächst wohl gemünzt auf das Martyrium, erschloß ihm seinen Tiefsinn durch Nachdenken über das griechische Wort für Leben, das *psyche* lautet und zugleich „Seele“ bedeutet. Was heißt „denkerisch leben?“ Vielleicht treffen wir Guardinis Meinung, wenn wir, auf ihn selbst blickend, antworten: aus Sorge um die Seele denkend die Seele aufs Spiel setzen.

Noch ein dritter Zug unterscheidet Guardini von der Mehrheit der Wortführer des deutschen Geistes. Das Denken, das um das erregende Krisenerlebnis kreiste, war wie benommen von dem Drama des Umschlags von Zweifel und Verzweiflung zu leidenschaftlicher Gewißheit. Aus Liebe zur Wahrheit verachtete es die Vernunft. Die seit Jahrhunderten verherrlichte Vernunft wurde als die „hartnäckigste Widersacherin des Denkens“ denunziert¹. Diesem Irrationalismus mit seiner Furcht vor Allgemeinbegriffen hat Guardini niemals gehuldigt. Wohl belebt ihn ein waches Bewußtsein von den Grenzen der menschlichen Vernunft. Doch geleitet vom Prinzip des Gegensatzes weiß er, das diskursive Vermögen mit dem Vermögen der geistigen Anschauung in ein Verhältnis der Ergänzung und des Gleichgewichts zu setzen. Das Verständnis dieser Polarität ermöglicht ihm weiterhin die Unterscheidung zwischen dem Irrationalen und dem Supra-rationalen, wie auch zwischen Wissen und Glauben. Diese zweite Unterscheidung freilich versteht Guardini nicht in thomistischer Weise als feste Grenze, die das natürliche von dem übernatürlichen Licht trennt. Durch Anlage und Wahl gehört er der augustinischen Tradition an. So geht es ihm mehr um die lebendige Einheit der geistig-geistlichen Person als um die scharfe Trennung ihrer Vermögen. Als Glaubender weiß er vom Glauben als einer Gewißheit, die den Intellekt sucht und von ihm erleuchtet werden will. Und als Denkender findet er im hellen Licht des Intellekts die dunkle Unruhe des Nichtwissens, die ihn über den Intellekt hinaus zum Glauben treibt. Die Vernunft, die ihre Grenzen vergißt, wird unvernünftig. Doch in ihrer Integrität bewahrt gibt sie uns ein Maß an die Hand. Dieses Maß erlaubt es dem Denker, das Große groß, das Kleine klein und jegliches Ding nach den Maßen seines Wesens und seiner Würde zu sehen. Wenn wir nun Guardini als den Denker des Maßes verstehen, dann fassen wir jene drei ihn unterscheidenden Wesenszüge in einem Begriff zusammen. Das Maß kann nicht zwischen Gegensätzen gefunden werden, die sich gegenseitig relativieren, sondern nur jenseits von ihnen: der Denker des Maßes muß auch Denker der Transzendenz sein. Ferner: angesichts der äußersten Bedrohung muß das Maß ergriffen werden. Aber ausgesprochen werden kann es nur in Gelassenheit, und die ihm gemäße Sprache ist die Philosophie der Wiedergeburt, nicht das Drama der Krise und die Konfrontation mit dem Nichts. Und

¹ M. Heidegger, Schlußsatz des aus den Jahren 1936–1940 stammenden Aufsatzes: „Nietzsches Wort ‚Gott ist tot‘“. Holzwege (Frankfurt a. M. 1950) 247.

schließlich: die heile Vernunft – besser noch, die ihrer Heilung entgegenreifende Vernunft spendet das Licht, in dem der Hellsichtige das Maß wahrnehmen und anderen zeigen kann. In diesem Sinn möchten wir das Werk Guardinis maßgebend nennen; und dieser seiner Eigenschaft wegen glauben wir, daß es über seinen faktischen Abschluß und seine gegenwärtige Wirkung hinaus in die Zukunft zu wachsen bestimmt ist.

Das Denken Guardinis ist philosophisch, weil es eine sinnvolle Verbindung herstellt zwischen der konkreten, hier und jetzt erlebten Welt und der Transzendenz. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß der Philosoph Guardini sich an einen Ort gestellt weiß, in dem jene Verbindung von Weltlichkeit und Göttlichkeit geschichtlich-gesellschaftliche Realität wird – und dieser Ort heißt Kirche. Deswegen ist für ihn die Kirche nicht ein Gegenstand unter andern Gegenständen seines Nachdenkens: sie ist der all-umfassende Rahmen. In seiner nüchternen, unschwärmerischen Art hat er ein scharfes Auge für das Menschliche aller menschlichen Einrichtungen, auch der Kirche. Doch ist sie ihm mehr als eine menschliche Einrichtung. Er verehrt in ihr die sakramentale Gegenwart ihres Herren, die Folge und, wenn man so sagen darf, Fortsetzung Seiner Fleischwerdung, den mystischen Leib Christi. Im Jahre 1922 erschien sein Buch „Vom Sinn der Kirche“, und da findet sich das Wort von der Kirche, die „in den Seelen erwacht“. Jetzt, im Jahre 1965, sehen wir dem Erscheinen seines neuen Buches entgegen, betitelt: „Die Kirche des Herren“. Die Linie, die das frühe mit dem späten Buch verbindet, ist wie ein Bogen, der sein schriftstellerisches Werk überwölbt. Das eine Buch kündigte eine Erneuerungsbewegung an, das andere ist verfaßt im Blick auf deren gegenwärtige Frucht, das II. Vatikanische Konzil. Wenn wir aber von der Kirche als dem Rahmenthema sprechen, engen wir die Bedeutung von Guardinis Werk nicht etwa auf das Kirchliche ein. Zu den von Guardini befürworteten und verwirklichten Neuerungen gehört auch die Rückkehr zu einer alten Form der Meßfeier: der zelebrierende Priester wendet sich, hinter dem Altar stehend, dem Volke zu. Die Zuwendung zum Volk hat außer dem unmittelbar liturgischen einen symbolischen Sinn. Die Kirche wendet sich dem Menscheng Volk zu, der Welt, die Gott so geliebt hat, daß er seinen Sohn für sie hingab. Nicht nur muß die Kirche die Welt an ihrer Wahrheit teilnehmen lassen – sie muß mit-sorgend und -leidend an der Welt teilnehmen. Als ein großer Lehrer gilt uns Guardini vor allem, weil er diese Erkenntnis für unsere Zeit erneuert, denkend entfaltet und vorgelebt hat.